

Disparate Botschaften : Behinderung zwischen Anerkennung und Ausgrenzung

Autor(en): **Leibundgut, Hektor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **65 (1994)**

Heft 10

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Disparate Botschaften:

BEHINDERUNG ZWISCHEN ANERKENNUNG UND AUSGRENZUNG

Von Hektor Leibundgut *

Der Blick der Dreijährigen: Sie bleibt stehen, mit offenem Mund, zeigt auf die dicke Frau, den Mann ohne Arm, das Kind im Rollstuhl, das ungelenke Mädchen. Ihr Gespür für das Nicht-Gewohnte, Abweichende ist untrüglich, ob die Person nun verschiedenfarbige Strümpfe trägt oder zweierlei Schuhe, ob sie eine andere Hautfarbe hat oder sonst ein besonderes Merkmal. Man möchte vermuten, es habe sich ihr ein Bild des Durchschnittlichen, Regelhaften, ja, vielleicht muss man es so sagen, des Normalen eingeprägt, auf dessen Hintergrund sie sehr sensibel alle Formen des Abweichenden registriert und sie oft auch in einem mimetischen Reflex imitiert: den Mann ohne Arm, den Gang, die Sprache, den Ausdruck.

Behinderung ist ein Begriff von merkwürdiger Allgemeinheit. Welch verschiedene Formen von Beeinträchtigungen werden nicht unter diesem einzigen Begriff gefasst! Angeborene und erworbene Behinderungen, körperliche, seelische und geistige. Und an wen denkt man, spricht man von Behinderten? Wenn mit Behinderten nach dem dtv-Brockhaus im Sinne des deutschen Bundessozialhilfegesetzes Personen gemeint sind, «die infolge einer körperlichen, geistigen oder seelischen Schädigung in ihrer Erwerbsfähigkeit nicht nur vorübergehend gemindert sind», dann ist man beinahe schon froh über ein so handfestes Kriterium wie dem der Erwerbsfähigkeit. Und es scheint tatsächlich ein praktischer Gesichtspunkt zu sein, der die Vielfalt der Behinderung unter eine einzige Kategorie zu subsumieren erlaubt: Behinderte sind angewiesen auf spezielle Hilfe, Betreuung und Förderung, betreffe dies nun die Bildung oder die Gestaltung der Wohnung und der weiteren Umwelt.

Aber man erfasst mehr, scheint mir, von der Behinderung und all den Gefühlen, die sie bei Betroffenen wie Nicht-Behinderten auslösen, wenn man sich an dieses sehr prägende kindliche Erstau-

nen hält. Es ist ein Eindruck so tief, dass er schwerlich je ausgelöscht wird, er nährt die Erfahrung von Unversehrtheit wie Versehrtheit, er bildet die Matrix der Ängste und Abwehrreflexe, die selbst bei Erwachsenen der Anblick Behinderter erweckt. Und wir werden sehen, wie folgenreich er noch die ethischen Argumente steuert.

Vermutlich ist der Blick des Kindes zu Anfang noch ganz frei von irgendwelchen Wertungen, wohl nur Ausdruck von Erstaunen, Verwunderung, vielleicht

“ Behinderung ist ein Begriff von merkwürdiger Allgemeinheit. ”

auch Erschrecken. Später lernt das Kind, so zu tun, als bemerkte es nicht, was ihm sogleich ins Auge springt, es weiss: Man zeigt nicht mit dem Finger auf solche Leute. Und es lernt dies um so leichter, je mehr ihm mit wachsendem Bewusstsein seiner selbst die Möglichkeit eigener Verletzlichkeit und Versehrbarkeit aufgeht. Dann schaut es nicht nur nicht mehr hin, nur noch weg.

Man muss sich solche hier hoffentlich nicht verkehrt dargestellten Vorgänge vor Augen halten, um nicht allzusehr mit den besten moralischen Absichten die Problematik der Behinderung zu überspielen. Ein Satz ist ja der: Wir sind alle behindert. Das mag im Blick auf die Entfaltung all der in uns schlummernden Möglichkeiten durchaus richtig sein. Dem elementar im Gehen oder Sitzen, beim Sehen, Hören und Sprechen eingeschränkten Behinderten aber wird diese Rede vermutlich falsch in den Ohren klingen: sie nimmt die tägliche Erfahrung konkreter Behinderung nicht wirklich ernst. Die Leute fahren nach Lourdes, um ihre Krücken loszuwerden, nicht um zu hören, dass wir alle auf unsere Weise Krücken tragen.

Nicht minder gut gemeint, aber vielleicht ebenso fragwürdig, sind all die Versuche, die heute unter dem Stichwort der «political correctness» zusammengefasst werden, Versuche also, in der Verwendung sprachlicher Ausdrücke Diskriminierungen zu vermeiden. Wir bemühen uns ja täglich mit unterschiedlichem Erfolg, den Fallen sexistischer Rede zu entgehen, und wir reden alle nicht mehr von Neger, sondern von Schwarzen, nicht mehr von Fremd-, sondern von Gastarbeitern, und längst gibt es den Krüppel nicht mehr, wenngleich weiterhin die verkrüppelte Hand oder den verkrüppelten Fuss. Aber auch der einst als fortschrittlich geltende Begriff der Behinderung sieht fragwürdig aus, setzt er doch eine problematische Norm der Nicht-Behinderung voraus, eine nicht zulässige Absolutsetzung des Gesunden und Unversehrten als Richtschnur, und bestünde diese nur in der dauernd uneingeschränkten Erwerbsfähigkeit. Was hier gut gemeint ist, weil es die diskriminierenden Elemente im Sprachgebrauch aufspürt und zu überwinden beansprucht, wird indessen in gleichem Masse auch problematisch, wie es die Erinnerung und die Anklänge an Leiden, Lebensbehinderung, Stigmatisierung und Ausgrenzung eliminiert und begrifflich ta-

“ Man zeigt nicht mit dem Finger auf solche Leute. ”

buisiert. Wenn die Sprache der Spiegel unserer Untaten ist, ist sie zugleich der Ort ihrer Vergegenwärtigung. Solange ein Mann im Rollstuhl, wie es in Deutschland geschehen ist, sich das Leben nimmt, weil er es nicht mehr aushält, von Kindern belästigt und angespuckt zu werden, so lange behalten die verpönten Begriffe ihr Recht, und wenn Schwarze sich wieder Neger, Homosexuelle sich Schwule, Gastarbeiter sich Fremdarbeiter nennen, dann evozieren sie eine längst nicht abgetane Realität der Benachteiligung und Erniedrigung.

* Der Autor ist Dozent an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit für Theologie, Philosophie und Ethik. Er hielt das Referat anlässlich der Tagung vom 31. Mai in Bern: Perspektiven zur Behindertenpolitik.

Das Jahr der Behinderten wurde damals vermutlich wider alle Absicht nicht zum Jahr aller Behinderter, sondern, simpel gesagt, zum Jahr des Rollstuhlfahrers. Dennoch leistete es einen wichtigen Beitrag zur Enttabuisierung der Behinderung und zur Sensibilisierung für die Schwierigkeiten, denen Behinderte nicht zuletzt im öffentlichen Raum begegnen. Vorschriften für die Einrichtung öffentlicher Gebäude haben die Bedürfnisse insbesondere der Rollstuhlfahrerinnen auch baulich sichtbar gemacht.

Viele Anliegen verschiedenster Behindertengruppen bleiben indessen nach wie vor unerfüllt. Und es ist heute vermutlich schwieriger geworden, für sie zu werben: Die angespannte wirtschaftliche Lage, der Strukturwandel usw. verunsichern viele Menschen und zwingen sie, die persönliche Zukunft ins Zentrum ihres Interesses zu rücken. Die Bereitschaft, sozialstaatliche Anliegen zu unterstützen, hat abgenommen, und die Toleranz gegenüber Menschen, die Leistungsanforderungen nicht genügen, ist – man muss im Umgang mit solchen Niedergangsdeutungen allerdings vorsichtig sein – kleiner geworden. Die öffentliche Hand schliesslich leidet unter dem Rückgang der Einnahmen bei wachsenden Aufgaben und Forderungen. Hinzu kommt, dass das heutige Menschenbild stark geprägt ist durch Erlebnisorientierung und Aktivität, und deren Voraussetzung ist Gesundheit und speziell körperliche Fitness und Leistungsfähigkeit. Dieses Menschenbild wird nun an einem Ort wirksam, von dem aus alle Bemühungen um eine positive Einstellung zu Behinderungen quasi von hinten her ohne grosse Worte aufgerollt werden. Das ist der ganze Bereich des Lebensbeginns, speziell die pränatale Diagnostik und Medizin.

Werdende Mütter von einem gewissen Alter an müssen, ich habe dies schon von verschiedener Seite gehört, bereits erheblichen Widerstand leisten, wenn sie sich den geforderten, mehr noch: fast routinemässig vorgenommenen Tests nicht unterziehen wollen, und sie benötigen erst recht unerschütterliches Selbstbewusstsein und felsenfeste Überzeugungen, wenn sie einem vermutlich behinderten Kind buchstäblich das Leben schenken wollen. Eltern behinderter Kinder geraten in Verdacht, durch unterlassene Abklärungen und falsch verstandene moralische Grundsätze oder irrationale Hemmungen mutwillig die Solidaritätsbereitschaft der Gesellschaft zu strapazieren und ihr unnötige Kosten zu verursachen. Wer ein behindertes Kind zur Welt bringt, wurde weder vom Schicksal geschlagen, noch hat ihm Gott eine besondere Last auferlegt, sondern der hat einfach nicht aufgepasst. Der

Jesus des Johannesevangeliums hatte die kausale Ausrichtung der Frage seiner Jünger zurückgewiesen – «Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren worden ist?» Genau diese Frage wird heute wieder gestellt, und es regen sich die Befürchtungen, dass Versicherungen bald einmal mit der Androhung von Leistungskürzungen die elterlichen Entscheide in die gewünschte Richtung lenken könnten.

Man sieht: Ein Gesundheitsideal, Fortschritte in der pränatalen Diagnostik und

“ **Unversehrtheit allein garantiert nicht Glück und Zufriedenheit.** ”

Medizin, knappe finanzielle Mittel, eine angespannte wirtschaftliche Lage und eine gewisse Reizbarkeit bei der Forderung von Solidarleistungen bedrohen das Verständnis für behinderte Menschen. Da spielt die Erkenntnis keine grosse Rolle mehr, dass längst nicht alle angeborenen Behinderungen zum voraus erkennbar, geschweige denn angeboren sind. So scheinen sich heute in den Fragen des Lebensbeginns Usanzen einzuspielen, die unterhalb der Argumentation, nahezu wortlos, die Frage nach einem lebenswerten Leben beantworten.

Disparate Botschaften

Auf der einen Seite die Bemühungen um eine offene, lebensförderliche Einstellung zur Behinderung, auf der anderen die Tendenz, Behinderungen als den ganz grossen Schadensfall oder als das wenn immer möglich zu vermeidende Unheil zu betrachten. Ich möchte nun dieser Sicht noch etwas mehr nachgehen, weil mir eben scheint, dass in ihr unterschwellige Gefühle und Widerstände zum Ausdruck kommen, die einen unbefangeneren Umgang mit Behinderung erschweren.

Sie kennen vermutlich die Kontroversen um die Thesen des australischen Moralphilosophen Peter Singer. Singer hält ja nicht nur die Abtreibung von Föten mit vermutlichen Behinderungen für unbedenklich, sondern mag auch die Tötung behinderter Säuglinge nicht ausschliessen. Wirklich geschützt ist bei Singer nur ein personales Leben, ein Leben also, das man als «distinkte Entität» bezeichnen kann. Zu einer solchen von ande-

ren Wesen abhebenden Wesenheit gehört nicht nur die Fähigkeit, Lust und Schmerz, Glück und Trauer zu empfinden, sondern auch Selbstbewusstsein, Rationalität und das Vermögen, in bezug auf die eigene Zukunft Wünsche zu haben. Wesen, seien es nun Menschen oder Tiere, die über diese Fähigkeiten verfügen, besitzen ein höheres Recht zu leben als solche, die sie nicht haben. Auf der Basis dieses Personenbegriffs bestreitet Singer nicht nur das absolute Lebensrecht behinderter Säuglinge, sondern von Säuglingen überhaupt und generell aller Wesen, denen Selbstbewusstsein, Präferenzurteile für die eigene Zukunft und erst recht Empfindungsfähigkeit fehlen. Singer nimmt keine Rücksicht auf irgendwelche Psychologie und Affekte, auf die Gefühle und Bindungen etwa einer Mutter gegenüber dem werdenden und geborenen Kind und auch nicht auf alle Formen der Liebe, der Anteilnahme, des Mitleidens mit einem behinderten Neugeborenen. Er macht Lebewesen und speziell behinderte Säuglinge zu austauschbaren Objekten eines Glückkalküls. Singer schreibt: «Sofern der Tod eines geschädigten Säuglings zur Geburt eines anderen Kindes mit besseren Aussichten auf ein glückliches Leben führt, dann ist die Gesamtsumme des Glücks grösser, wenn der behinderte Säugling getötet wird» (Seite 183). Das sind monströse Sätze. Mir geht es hier jedoch nicht um eine Singer-Debatte. Wichtig ist für mich nur – auch im Blick auf eine Behindertenpolitik –, dass Singer für den pränatalen Bereich beschreibt und legitimiert, was ohnehin oft geschieht, und für den postnatalen das, was viele denken: «Das ist kein Leben», und ähnliche, aggressiv eingefärbte Sätze sind ja auch nach Besuchen in den Pflegeabteilungen von Altersheimen zu hören. Die besondere Wirksamkeit von Singers Thesen besteht vermutlich darin, dass sie uns Nichtbehinderten erlauben, unsere Ängste, Unsicherheiten, Techniken der Leidensabwehr zu rationalisieren und unseren Fluchtbewegungen und Aggressionen eine moralische Aura zu verschaffen, die uns erlaubt zu wissen, was für andere gut ist. Sich mit diesen Thesen auseinanderzusetzen, heisst aber auch, sich einem an vordergründigen Glückserwartungen orientierten Menschenbild zu stellen.

Nun ist es ganz offensichtlich, dass Nichtbehinderte rein physisch mehr Möglichkeiten nutzen können als Behinderte. Das wollen die Begriffe wohl auch ausdrücken. Das heisst nun aber nicht, wie die Erfahrung lehrt, dass Unversehrtheit allein Glück und Zufriedenheit garantiert. Ein Glück jenseits von Leiden ist vermutlich eine Chimäre.

Ein ebenso grosses Fragezeichen ist hinter die beiden Kriterien zu setzen, die

über den Wert des Lebens bestimmen sollen: Selbstbewusstsein und Rationalität. Wer aber darf wagen, für andere zu bestimmen, was erfülltes Dasein ist und Glück, und wer, was den wirklichen Menschen ausmacht, der vielleicht mehr oder anderes ist als nur Selbstbewusstsein und Rationalität?

Selbst wenn wir konzedieren, dass wir heute durch wissenschaftliche und technische Erkenntnisse und Möglichkeiten da und dort gezwungenermaßen über Leben und Tod entscheiden müssen: In Singers Kriterien liegt eine Anmassung, vor der wir zurückschrecken sollten.

In der Ethik besteht allerdings ein ziemliches Problem, wie denn moralische Werte zu begründen oder zu rechtfertigen sind. Worauf können wir uns stützen, wenn wir uns gegen Menschenbilder wenden, von denen wir fühlen, dass sie nicht stimmen können?

Würden wir darum versuchen, uns auf die Gottebenbildlichkeit des Menschen zu berufen, auf das Vorbild Jesu, der sich den Kranken und Behinderten zugewandt hat, auf die Heiligkeit des Lebens oder mit Albert Schweitzer auf die Ehrfurcht vor dem Leben, so würden moderne Philosophen wie Singer antworten, das seien Begründungsmuster, die einer vormodernen, religiösen oder metaphysischen Kultur angehörten und darum für den modernen Menschen, der jenseits dieser Traditionen und im Schnittpunkt der verschiedensten Überzeugungen und Weltbilder lebt, nicht weiter Verbindlichkeit beanspruchen könnten. In einer pluralistischen Gesellschaft leben viele Ideen und Ideologien nebeneinander, und gelten könne darum nur, was rein rational einsehbar sei.

Tatsächlich müssen wir uns damit abfinden, dass rein mit den Mitteln vernünftiger Einsicht sich nur schwer starke, allgemein verbindliche ethische Normen gewinnen lassen. Irgendwo bleibt ein nicht weiter abzuleitender Entscheid. Einen solchen Entscheid trifft Hans Saner, wenn er gegen Singer einwendet, menschliches Leben brauche sich nicht zu rechtfertigen: Es muss keinen welchen auch immer genannten Kriterien genügen, um sein zu dürfen.

Dieses Prinzip trägt den Bedrohungen Rechnung, die uns Menschen stets von anderen drohen. Deshalb wird mir nicht zuletzt unter dem wachsenden Eindruck gegenwärtiger Erfahrungen, der Gesichtspunkt wichtig, dass wir uns alle gegenseitig als Personen anerkennen, wer immer auch wir sind. Das Schicksal der Juden, Zigeuner, geistig Behinderten im Dritten Reich zeigt: immer ist bestimmten Menschen und Gruppen Würde und Anerkennung versagt worden. Gerade die wachsende Verfügungsmacht auf nahezu allen Gebieten menschlichen

Handelns macht moralische Prinzipien unumgebar, die diese Verfügungsmacht begrenzen und die verhindern, dass, was Kant schon gemeint hat, Menschen zu blossen Mitteln werden. Nur indem Menschen als Zwecke in sich aufgefasst werden, ist gelingendes Zusammenleben denkbar. Das gilt auch für die politische Ordnung.

Die *raison d'être* der modernen Verfassungsstaaten ist, dass sie die gegenseitige Achtung und Würde nicht nur der Bürgerinnen und Bürger, sondern aller

“ Das Jahr der Behinderten wurde damals vermutlich wider alle Absicht nicht zum Jahr aller Behinderten, sondern, simpel gesagt, zum Jahr des Rollstuhlfahrers. ”

auf ihrem Territorium lebenden Menschen garantieren. Darum muss jede Politik, auf welchem Feld auch immer, neben den gegebenen sachbezogenen Zielen sich fragen, ob sie die Würde der Menschen und ihren Anspruch auf Freiheit und Mündigkeit respektiert – in der Wirtschaftspolitik so gut wie in der Bildungspolitik oder gar der Asylpolitik, in der Sozialpolitik und eben auch bei Leitbildern der Behindertenpolitik.

Jenem Denken und mehr noch jenen unreflektierten Einstellungen, für die wir Singers Auffassungen als Beispiel genommen haben, ist eigen, dass sie gewisse Menschen zu Objekten machen, über die je nach Interessen verfügt werden kann. Ein Staat muss sich dagegen wehren, will er seine eigenen moralischen Grundlagen nicht gefährden.

Was ist Behindertenpolitik?

Eine Behindertenpolitik ist darum einmal eine Politik von und mit Behinderten: Behinderte sind nicht Objekte, sondern Subjekte. Behindertenpolitik schafft materielle, strukturelle, rechtliche und andere Voraussetzungen mehr, die die Teilnahme und Teilhabe der Behinderten am sozialen Leben fördern. Und sie wirkt jenen Hindernissen entgegen, die Behin-

derte ausgrenzen und ihre Integration erschweren. Das Ziel einer staatlichen Behindertenpolitik ist zugleich das Kriterium der Förderung: Alle Massnahmen sind um so besser und unterstützungswürdiger, je mehr sie die Würde und die dem jeweiligen Stand der Behinderung erreichbare Selbständigkeit fördern und somit auch einen nach Möglichkeit nicht separierenden, sondern integrierenden Lebensstil entwickeln helfen.

Welcher Art diese Massnahmen nun sind, welchen Lebensbereichen sie vorrangig zugute kommen und welchen Gruppen, hängt von Gesichtspunkten ab, die nicht mehr unmittelbar ethischer Natur sind, sondern aufgrund von Erfahrungen, Analysen und Konzepten, institutionellen und finanziellen Möglichkeiten und den Erfordernissen eines möglichst wirksamen Mitteleinsatzes variieren müssen.

Ich hatte meine Ausführungen begonnen mit dem Blick des Kindes auf die ihm so verwunderlichen Abweichungen vom Gewohnten und mit jenem Blick von uns Grossen, der sich davon abwendet und übersieht, wo er nicht sehen will. Deshalb möchte ich mit einem Beispiel schliessen, das zwar Geschichte geworden ist, aber das doch auch als Bestärkung einer Hoffnung aufgefasst werden kann. Ich kenne es aus einer Rezension von Julia Dunitz. Sie galt einem Buch von Ellen Groce. Auf einer kleinen Insel vor Massachusetts lebten seit dem 17. Jahrhundert während Generationen – verbungsbedingte – ständig ein paar Taubstumme, und so kam es, dass fast alle Bewohner der Insel die Taubstummensprache beherrschten und diejenigen, die sie nicht erlernt hatten, sich in den Gesprächen wie Taubstumme vorkamen. Die Zeichensprache zu sprechen, war so attraktiv wie Französisch, und die Bewohner wechselten ganz leicht vom einen zum andern Idiom. Taubheit hatte kaum mehr Gewicht als irgendeine andere Eigenschaft, und es kam vor, dass Leute sich kaum erinnern mochten, ob ein Verstorbener taub gewesen war oder nicht. Die Insel heisst St. Marthas Vineyard. Der letzte Gehörlose starb dort 1952, aber das Beispiel könnte eine Metapher, ein Symbol, ein Bild sein für das Ziel einer Behindertenpolitik und mehr noch: dafür, wie wir miteinander umgehen könnten. Dreijährige könnten staunend lernen, und Erwachsene bräuchten nicht wegzublicken.

Literaturverzeichnis:

Peter Singer: Praktische Ethik, Stuttgart 1979, Reclam. Neuauflage 1994 mit einem Nachwort Singers zu Reaktionen in Deutschland.

Ellen Groce: Everyone Here Spoke Sign Language. Hereditary Deafness on Martha's Vineyard.

Harvard University Press, 1987. Besprechung in Reformatio, 37. Jg., Oktober 1988, S. 337–39. ■